

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Teufel von Schiltach

[urn:nbn:de:bsz:31-338974](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338974)

Der Teufel von Schiltach

1. Ein Brief

Desiderius Erasmus von Rotterdam war im Zeitalter der Glaubensspaltung der angesehenste Gelehrte. Er wurde eine öffentliche Macht erster Größe, sagt von ihm ein Geschichtsschreiber, und verweist für dieses Urteil auf die Fülle seiner Werke und seiner Briefe.

Aber auch an Erasmus war nicht alles groß. In den Glaubenskämpfen war seine Haltung wenig entschieden. Denn er war keine kämpferische Natur und zum andern erlebte er in seinem ausgedehnten Freundeskreis die Tragik, wie sehr die Menschen über die gleiche Sache verschiedenste Meinungen haben können. Er achtete unter seinen Bekannten überzeugte Anhänger der Glaubensneuerung und liebte heilige Martyrer katholischer Standhaftigkeit. Persönlich sah er in der Einheit der Kirche ein wertvolles Gut, das er nicht preisgeben wollte. Als in Basel, wo er wohnte, die Abfallsbewegung die Oberhand gewann, fühlte er sich dort nicht mehr wohl. Deshalb verfrachtete er seine Habe, fuhr im April 1529 den Rhein hinab nach Neuenburg und reiste von dort nach Freiburg. Um sich in dieser Stadt seßhaft zu machen, kaufte er 1531 das Haus „Zum Kinde Jesu“. Trotzdem starb er in Basel.

Als Erasmus nach Freiburg kam, alterte und kränkelte er schon. So erklärt es sich, daß der große Geist in seinen formvollendeten lateinischen Briefen gern an den klei-



Erasmus von Rotterdam,
nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer 1526

nen Dingen seiner Umwelt herumnörgelte. Freiburg war ihm zu eng, zu teuer, zu unsauber. Wenn er einmal über seine Magd loszieht und sie als wüst, faul, geschwätzig, gefräßig und bummelig beschimpft, so betrifft

freilich diese Litanei die Freiburgerinnen nicht. Denn der gelehrte Mann hatte damals seine Haushälterin schon zwölf Jahre im Dienst und von Basel her mitgebracht. Es war auch ärgerlich, was er beklagt. Das schönste Geschirr, der vornehmste Hausrat wird beim Putzen zugrunde gerichtet; kaum haben die Weibsleute dreimal daran herumgewischt, ist alles angeschlagen und beschädigt.

In einem anderen Brief beschwerte er sich über die Menge von Flöhen. Er konnte wegen dieser Blutsauger nicht mehr schlafen, nicht lesen und schreiben. Wörtlich fährt er fort: „Im Spaß pflege ich meinen Freunden zu sagen, es seien keine Flöhe, sondern Teufel. Und es war nicht nur Spaß, vielmehr eine höhere Eingebung. Denn vor wenigen Tagen wurde eine Frau verbrannt. Sie hatte neben ihrem Ehemann achtzehn Jahre lang ein verstohlenen Verhältnis zu einem teuflischen Nebenbuhler. Außer anderen Vergehen stand sie auch, sie habe durch ihren Geliebten einige große Säcke voller Flöhe in diese Stadt bringen lassen. Das Dorf, wo sie verbrannt wurde, heißt Kirchhofen und liegt zwei Meilen von hier. Dies schreibe ich im Stehen, dennoch zwicken sie mich überall in den Schuhen, im Kittel am Hals, und sie zwicken auf eine ungewohnte Weise. Dabei sind sie so winzig, daß man sie nicht fangen kann. Was doch den Hexen alles erlaubt ist!“

Erasmus schrieb dies lächelnd. Aber er war bei aller Gelehrsamkeit doch so sehr ein Kind seiner Zeit, daß er an Hexen, Teufelsbündnisse und die zauberische Abkunft seiner Flöhe glaubte. In ähnlicher Weise beschäftigte er sich wenige Monate zuvor mit dem Teufel und dem Brande von Schiltach. Davon sprach man damals viel. Der Schatzmeister des Königs von Portugal Damian van Goes hatte die Erzählung in den Niederlanden vernommen und wollte noch genaueres wissen. Erasmus antwortete ihm am 15. Juli 1533: „Das Städtchen, von dem man Dir berichtete, heißt auf deutsch Schiltach, es liegt von Freiburg acht ordentliche deutsche Meilen entfernt. Ob alles wahr ist, was im Volke davon umgeht, wage ich nicht zu bestätigen. Allzu wahr ist nur, das der ganze Ort niederbrannte und eine Frau auf ihr Geständnis hin gerichtet wurde. Der Brand ereignete sich am 10. April, das ist am Donnerstag vor Ostern, im Jahre 1533 nach Christus, der für uns gelitten hat. Einige Bürger jenes Städtchens haben dem hiesigen Stadtrat versichert, daß die Sache so verlief, mir erzählte es Heinrich Glareanus und ich gebe weiter, wie ich es in Erinnerung habe: Der Teufel gab von irgendeinem Teil der Gebäulichkeit mit Pfeifen ein Zeichen. Der Wirt vermutete einen Dieb, stieg hinauf und fand niemand. Aber das Zeichen wiederholte sich aus einer höher gelegenen Kammer. Auch dort fand sich nichts, dagegen wurde das Pfeifen jetzt von der Spitze des Rauchfanges gehört. Dadurch kam dem Wirte der Gedanke,

es sei irgendein Geist, und er befahl den Seinen, sich vorzusehen. Zwei Geistliche wurden herbeigeholt und eine Beschwörung eingeleitet. Es antwortete, er sei ein Teufel. Er wurde gefragt, was er dort treibe. Er sagte, er wolle die Stadt anzünden. Als die Geistlichen drohten, antwortete er, er mache sich aus ihren Drohungen nichts. Denn der eine sei ein Hurer, beide aber Diebe. Einige Zeit später entführte er eine Frau, mit der er schon vierzehn Jahre Umgang hatte, obschon diese unterdessen jährlich beichtete und kommunizierte, in die Luft und setzte sie auf die Spitze des Kamins. Er übergab ihr einen Hafen und befahl, ihn umzustürzen. Sie stürzte ihn, und innerhalb einer Stunde verbrannte die ganze Stadt. Ob der Teufel unwillig geworden war, weil der Sohn des Wirtes als Nebenbuhler auftauchte, ob er deswegen die Stadt vernichtete und die Frau ins Verderben brachte, habe ich nicht vernommen, es ist aber nicht unwahrscheinlich. Das Gerücht über dieses Ereignis in unserer Nachbarschaft hält sich so fest, daß man es nicht als eine Erfindung abtun kann."

2. Ein Flugblatt

So also berichtete Erasmus von Rotterdam nach Portugal, was ihm über den Teufel von Schiltach zu Ohren gekommen war. In einigen Chroniken stehen ähnliche Schilderungen. Am meisten trug zur Verbreitung der Kunde ein Extrablatt bei, dessen Überschrift lautet: „Eine wunderbare erschreckendliche Handlung, so sich auf den Gründonnerstag dieses Jahres in dem Städtlein Schiltach durch den bösen Geist gestiftet begeben hat, im Jahre 1533.“ Der Teufel von Schiltach wurde geradezu sprichwörtlich. Wenn man von einer schrecklichen Tat sprechen wollte, sagte man, es sei so schlimm wie beim Teufel von Schiltach.

Nimmt man alles zusammen, so ergibt sich folgender Hergang: In Oberndorf am Neckar lebte damals eine Frau mit ihrer Tochter, die beiden waren in den Verdacht von Hexerei gekommen. Sie verließen deshalb für einige Zeit die Stadt, kehrten jedoch dorthin zurück, als Gottfried Werner von Zimmern (vgl. St. Konradskalender 1952) in ihr die Herrschaft übernommen hatte. Er kümmerte sich wenig um solche Schwätzereien.

Wohl im März 1533 trat die Tochter in den Dienst des Hans Schernle, der Schultheiß und Gastwirt am Marktplatz in Schiltach war. Ihr folgte um Mariä Verkündigung ein Spielmann, der Querpfeife und Trommel handhabte. Dem Schultheiß gefiel diese Liebesgeschichte wenig. Die Köchin schlief mit einem kleinen Mädchen in einer Kammer. Als der Wirt nachts die Türe gehen hörte, glaubte er, den Spielmann zu ertappen. Doch er täuschte sich. Dagegen piff und trommelte es die ganze Nacht hindurch, jetzt auf dem Haus, jetzt in der Stube, jetzt in der Küche oder unter dem Tische.

Der Gastwirt kam zur Überzeugung, der leibhaftige Teufel sei im Spiel. Er lud deshalb die Pfarrer von Schiltach und Schenken-



zell und sechs redliche Gesellen ein, miteinander den bösen Geist zu beschwören und ihn zum Reden zu bringen. Sie versuchten es mit dem Erfolg, daß der Geist gestand, er sei wirklich der Teufel und wolle das Haus des Wirtes anzünden, weil er ihm seine Liebste fernhalte.

Nach dem Flugblatt fragten die Pfarrer den unsichtbaren Teufel, ob er beten könne. Tatsächlich sprach er ihnen tapfer das Vaterunser und das Ave Maria und das Glaubensbekenntnis nach. Nur an einer Stelle stockte er und fing an zu pfeifen. Die Worte „Vergib uns unsere Schuld“ brachte er nicht über die Lippen, dafür war er zu stolz.

Unter den Männern war auch ein Müller. Der frug den Teufel über die Lutherei. Da entgegnete er: „Du lutherischer Schelm, was sagst du? Weißt du nicht, daß du am Dienstag der ersten Fastenwoche in Basel Fleisch gegessen hast?“ Noch war Schiltach katholisch. Aber der Müller mußte bekennen, er habe wirklich in Basel, wohl anläßlich der dortigen Fastnacht, das Kirchengesetz übertreten.

Am schlimmsten erging es einem der Pfarrer; es scheint, daß es nicht der von Schenkenzell gewesen ist. Ihm zählte der Teufel ein gepfeffertes Sündenregister auf. Jahrzehnte später hatte ein württembergischer Rechtsberater in Schiltach eine Verhandlung zu führen. Dabei traf er auch den gealterten Pfarrherrn und vernahm von ihm, der dabei errötete, der Teufel habe ihm wirklich seine geheimen Vergehen vorgehalten.

Weiter berichtete er, jener Wechselbalg, der als Spielmann auftrat, habe die verschieden-

sten Vogelstimmen und ihre lieblichsten Weisen nachgeahmt. Einmal habe er ihn im Spaß gefragt, ob er auch wie ein Rabe krächzen könne. Da habe er dem Pfarrherrn einen Faßreif um den Kopf geworfen, eben deshalb trage dieser um sein ergrautes geistliches Haupt einen auffälligen Kranz weißer und andersfarbiger Haare. Das Rabengekrächze aber, das dann folgte, sei unausstehlich gewesen.

Auch im Flugblatt ist vermerkt, der Teufel konnte wie eine Nachtigall singen. Er trug ihnen die seltsamsten Lieder vor, wie das vom bösesten Weib oder eines, die Mädchen würden klagen, weil der Winter nicht weichen wolle. Dabei ist die Sache so dargestellt, daß der Teufel den Tag über unsichtbar geblieben wäre und doch den Beschwörern stets Rede gestanden hätte.

Man muß annehmen, daß diese Geister-sitzung im Wirtshaus nicht trocken verlief. Endlich zog sich die ganze Gesellschaft zum Schlafen in eine Kammer zurück. Man ließ Lichter brennen, um vielleicht doch noch den Teufel zu sehen. Während der Nacht bekam es der Müller mit der Angst zu tun, der böse Geist wolle ihn erdrücken. Er rief Gott und Maria an, worauf der Teufel sehr unfällig antwortete. Auf einmal flog ein Stecken und ein Reifen ins Zimmer, gerade dem Pfarrer von Schenkenzell an die Nase, so daß er ein Plätzlein abbekam. Der arme Mann! Das Ende war, daß es auf einem hohen Hause wieder pffiff und trommelte, bis in den lichten Tag, alle im Städtlein hörten es, niemand aber sah den Musikanten.

Die Angelegenheit war nun soweit geklärt, daß man die Köchin fortjagte, ihr böser Geist blieb aber in der Gegend, drohte mit einer Feuersbrunst und trieb sein ärgerliches „Gulgfeuer“ weiter.

Am Gründonnerstag kam man gerade aus der Kirche. In der Wirtschaft des Schult-heißen saßen viele Bauersleute aus den Tälern und stärkten sich nach ihrer Andacht. Da riet ihnen der Teufel, vorwärts zu machen, in einer Stunde müsse das Städtlein niedergebrannt sein. Sie verachteten zu ihrem Schaden den menschenfreundlichen Vorschlag. Die Magd und Köchin aber war am gleichen Tag zu Oberndorf bei den Sakramenten gewesen. Nach dem Essen setzte sie sich auf eine Ofengabel und fuhr auf ihr zu ihrem Geliebten nach Schiltach. Auf dem Heu oben im Hause ihres einstigen Dienstherrn traf sie ihn, er hatte einen Topf, und diesen mußte sie umleeren. Sie tat es wider Willen. Das Heu und das Haus fingen an zu brennen, und innerhalb zwei Stunden brannten siebzehn Häuser ab, das waren alle bis auf eines. Die Teufels-dirne erwischte einen alten Besen, schaute von der Höhe des Schlosses nochmals auf die brennende Stadt zurück und flog darauf nach Oberndorf heim, wo sie harmlos die Vesper besuchte.

So erzählte man die Geschichte vom Schiltacher Teufel. Was wird daran wahr sein? Wir können nicht so viel Glauben auf-

bringen, wie es vor mehr als hundert Jahren noch Josef von Görres hatte, als er auch diese Berichte in einem Buche auswertete.

Am Gründonnerstag 1533 brannte Schiltach ab, gründlich und rasch. Dabei muß man an die Enge alter Städte denken, zudem waren im Schwarzwald die Häuser fast nur aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt. Das Trümmerfeld sah erbärmlich aus. Man hätte, so sagte einer, nicht einmal soviel Holz auflesen können, um einem Kinde ein Mus zu kochen. Ausgebrochen war die Brunst oben im Wirtshaus des Schultheißen. Wer war der Brandstifter? Man erinnerte sich schnell der Köchin, die man vor einigen Tagen aus dem Dienst entlassen hatte. Man entsann sich ihres Liebhabers, der als fahrender Musikant nicht nur zum Tanze aufspielen konnte, sondern vermutlich die Leute auch mit allerhand Kunststückchen unterhalten hatte. Dabei mochten auch die Pfarrer unter den Zuschauern gewesen sein. Zwar war das verdächtige Mädchen nachweislich zu Oberndorf in der Kirche gewesen, aber in einem Hexenprozeß bot dies keine Schwierigkeiten. Man nahm die Sünderin gefangen, folterte sie in üblicher Weise und erpreßte von ihr ein volles Geständnis. Bald nach Ostern, angeblich schon am 21. April, wurde sie auf den Scheiterhaufen gesetzt und verbrannt. Die Oberndorfer fürchteten zwar, der Teufel werde dies ebenfalls mit Feuer vergelten. Sie hielten darum wie an Fronleichnam mit dem Allerheiligsten eine Prozession um die Stadtmauern, Gottes Schutz anzurufen. Den Spielmann soll man später in Bayern aufgegriffen haben. Dabei ergab es sich natürlich, daß er kein Geist und kein Teufel war. Man warf ihm hingegen vor, er könne sich auf zauberische Weise unsichtbar machen, und tötete ihn ebenfalls.

3. Hexenwahn

Bei den Meldungen über den Teufel von Schiltach verspürt man, wie die leichtgläubige Menge das Schauer märlein begierig aufnahm. Einzelne verhielten sich etwas zurückhaltend, zweifelten jedoch nicht an der Möglichkeit, die Geschehnisse seien wirklich so abgelaufen, wie man erzählte. Man nahm das allgemeine Gerede, die sensationelle Sonderzeitung und die Geständnisse der Verurteilten zu leicht als Wahrheit hin. Und durchaus vernünftige Leute vertraten die Ansicht, hätte man eher durchgegriffen, so wäre dieser Schaden nicht eingetreten. Die Erklärung liegt in dem unheilvollen Worte: Hexenwahn.

Um darzutun, was man sich unter Hexen vorstellte, seien aus einem Beichtspiegel einige der Sünden genannt, deren man sie beschuldigte: Gott verleugnen; die Taufe verfluchen; den Chrisam mit den Nägeln abkratzen; sich oder seine Kinder mit dem Blute dem Teufel verschreiben; vor dem Teufel auf die Knie fallen; mit dem Teufel fleischlich sündigen; auf Geheiß des Teufels Nebenmenschen verzaubern; Kinder in der Wiege erdrosseln; das Vieh mit Gift töten; Brunnen, Viehweiden und Baumfrüchte vergiften; Wetter, Heuschrecken oder Mäuse hervorrufen;

Dörfe
stimme
De
gegen
kämp
fen
Über
fest,
Mitte
hund
auf s
Laien
aber
Innoz
schie
hamm
Ober
stanz
Einer
Aber
Schei
schen
durch
Hexe
hemm
den 1
Von
den
zwei
Tod
dies
in Er
brann
Mi
einer
sind
Frag
zu, w
peinl
Mitsc
erlitt
haufe
freili
kämp
schw

fahren
diese

Schiltach
an an
waren
s Holz
Trüm-
te, so
flesen
ochen.
Wirts-
Brand-
öchin,
Dienst
Lieb-
nt nur
a ver-
Kunst-
ochten
n ge-
Mäd-
Kirche
ß bot
m die
licher
s Ge-
schon
erhau-
dorfer
eben-
larum
igsten
Gottes
man
Dabei
st und
n vor,
sicht-

l von
ubige
nahm.
ltend,
hkeit,
gelau-
allge-
erzei-
eilten
s ver-
hätte
Scha-
egt in

Hexen
piegel
ie be-
e ver-
n ab-
Blute
el auf
chlich
men-
ge er-
ennen,
Wet-
rufen;



Nach einem Holzschnitt von M. Merian 1643

Dörfer und Städte niederbrennen; an bestimmten Tagen zum Hexentanz fahren.

Der Hexenwahn war ein Volksglauben, gegen den die Kirche nicht aufkam. Sie bekämpfte ihn, die älteren Bußbücher verwarfen Vorstellungen dieser Art als heidnische Überbleibsel und setzten Strafen für jene fest, die daran festhielten. Aber im Laufe des Mittelalters wandelte sich dies. Im 15. Jahrhundert griffen die Hexenverfolgungen auch auf süddeutsches Gebiet über. Geistliche und Laien widersetzten sich nochmals. Andere aber berichteten an den Papst, 1484 bestätigte Innozenz VIII. ihre Anschauungen, 1487 erschien das folgenschwere Buch „Der Hexenhammer“. Einer der Herausgeber war am Oberrhein beheimatet und hatte in der Konstanzer Diözese schon Prozesse durchgeführt. Einer seiner Helfer war in Ettenheim geboren. Aber erst hundert Jahre später flackerten die Scheiterhaufen grauenhaft häufig auf. Inzwischen hatte die Glaubensspaltung Deutschland durchzogen. Luthers Ansichten förderten die Hexenverfolgungen eher, als daß sie diese hemmten. Auch im evangelischen Schiltach wurden 1598 und um 1612 einige Hexen verbrannt. Von einem engbegrenzten Gerichtsgebiet wurden in Offenburg 1628 vierunddreißig, 1629 zweiundzwanzig, 1630 vierzehn Opfer in den Tod geschickt. Dann spürte man doch, daß dies ein Wahnsinn war. Aber noch 1751 wurde in Endingen eine Frau öffentlich als Hexe verbrannt.

Mittels der Folter konnte man fast alle zu einem Schuldbekenntnis bringen. Hexenakten sind langweilig. Jeder Richter hatte seine Fragen, die Angeklagten gaben schließlich das zu, was man ihnen nahelegte. Und wenn sie peinlich befragt wurden, nannten sie weitere Mitschuldige, die dann das gleiche Schicksal erlitten. Das Ende war immer der Scheiterhaufen. Lange nicht alle Behörden zeigten freilich den gleichen Eifer in der Hexenbekämpfung. Es gab solche, die durch keine Beschwerde aus dem Volke aus ihrer Zurückhal-

tung aufgeschreckt wurden. Sie ließen sich selten zu einer Untersuchung herbei. Aber es gab andere, die meinten, in einer Seuche der Bosheit zu stehen und alle Verdächtigen mit Stumpf und Stiel ausrotten zu müssen.

Manchmal wurden auch die Richter stutzig, wenn eine — die allermeisten Angeklagten waren ja Frauen — in übermenschlicher Standhaftigkeit unter der Folter ungebrochen blieb. 1681 wurde in Zell a. H. als letzte eine Achtzigjährige verhört. Keine Qual brachte sie davon ab, ihre Unschuld zu beteuern. Laut betete sie in ihren Schmerzen: „Maria, rosenrot, komm mir zu Hilfe in meiner Not!“ Sie erinnerte ihre Richter an den Jüngsten Tag, die Obrigkeit verstündige sich an Leuten, die so unschuldig seien wie ein Kind, das eben schwätzen lernt. Wer sie zu Unrecht angegeben hat, werde Höllenküchlein fressen müssen. Sie habe gebeichtet und kommuniziert, und der Pfarrer habe versprochen, sie werde ehrlich auf dem Kirchhof begraben werden. Erstaunlicherweise richtete man sie nicht hin, ließ sie aber auch nicht frei. Die Seelsorger, die Hexenbeichten hörten, hatten wenig Freude an den Prozessen. Da sie die Todesnot der Angeschuldigten miterlebten, mußten in ihnen Zweifel aufsteigen, Zweifel an der Richtigkeit der ganzen Hexenrichterei. Dabei mußten sie sich selbst dem Vorwurf aussetzen, ungläubig, unförmig, unrechtlich, ungelehrt und ebenfalls vom Teufel verführt zu sein. Dennoch erhoben sich solche, die einen Widerspruch gegen die Allgemeinheit wagten.

Es steht uns nicht zu, über die Vergangenheit Gericht zu halten. Ihre ehrliche Überzeugung und gute Absicht stehen meistens außer Frage. Aber die Erkenntnis sollten wir annehmen, daß ein menschlicher Irrtum zur Allgemeingültigkeit auswachsen und fast unausrottbar werden kann. Die Menschen können schauerlich irren, und es kommt dabei kaum darauf an, in welchem Jahrhundert sie leben.

A. Siegel